Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 13

Artikel: Das Menschlein Matthias [Fortsetzung]

Autor: Ilg, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638004

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 13 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 30. März 1935

Frühlingslied. Von Irmela Linberg.

Märzensonne, laue Winde,
Blond zerwehtes Mädchenhaar —
Braune Knospen an der Linde, —
Glänzend braun ein Augenpaar . .

Weisse Segel auf den Flüssen,
An den Weiden weicher Flaum —
Alle Lippen glühn von Küssen,
Alle Augen stehn in Traum.

Spürst du nicht der Erde Beben,
Da sie Halm und Blatt durchdringt?
Saat der Liebe drängt zum Leben,
Wenn die erste Lerche singt.

Das Menschlein Matthias. Roman von Paul Ilg.

13

Fünftes Kapitel.

Der Umzug.

Streckenweise wurde in Treustadt am Vorabend der großen Feier fast jede andere Sorge verdrängt von der einen allgemeinen, zum Himmel gerichteten, die das Festwetter betraf. Es regnete den Veranstaltern seit zehn Stunden höhnisch ins Konzept, und da die Wolken so niedrig hingen, daß man die Dreilindenhöhe nicht sehen konnte, prophezeite der vielbefragte Hafenmeister eine regelrechte Patsche.

Der unerbittliche Geschichtskalender erlaubte keinen Aufschub. Am siebten August jährte sich der Tag, da die Treustädter Eidgenossen wurden. Daran war nun einmal nicht zu rütteln. Aber die patriotische Flamme hielt wacker stand in dem strömenden Regen. Tausend Hände regten sich, Gesimse zu schmücken, Fahnen auszuhängen, Triumphbogen zu errichten. Der herbe Duft von zerstückeltem Tannenreisig, Efeu und Buchsbaum durchzog die Gassen, grünweiße und rotweiße Flaggen klatschten gegen die Mauern: sie verfingen sich zuweilen und boten so ein recht anschauliches Bild von der Vereinigung der Stadt mit dem Stammland.

Für das Arbeiterheer kam es schon weniger aufs Wetter an. Ob naß, ob trocken: es war jedenfalls ein gefundener Ruhetag, eine würzige Prise Freiheit, die ein allseitiges „Prosit" auslöste. In der Bleiche gab es doppelt so viel vergnügte Mienen wie an einem gewöhnlichen Feierabend. Den Ausfall der Arbeit mußten ja die Herren tragen, die's auch besser vermochten und sich natürlich nicht merken ließen, wie wenig sie im Grunde für den patriotischen Gedenktag übrig hatten. Hier gebot einmal der Volkswille, vor dem sich in seltenen Ausnahmefällen auch Hirsch senior beugen mußte. Das Bleichevölklein freute sich schon deshalb auf den Festzug, weil es zu diesem die eigentliche Hauptperson entsandte. Daß der Dessinateur Oberholzer alle anderen Darsteller ausstechen werde, galt als sicher. Nach den Berichten der Eingeweihten gab es zwar noch viele andere Größen im Zuge: einen Fürstabt mit kirchlichem Pomp und Gefolge, einen eidgenössischen Feldhauptmann mit seinem Fähnlein von Landsknechten, einen berühmten Reformator neben anderen Gelehrten sowie einen französischen Generalissimus vom Stabe des Korsen, aber gegen den Herzog von Oesterreich mit seinen Rittern konnten sie schwerlich aufkommen.

Besonders die Mädchen der amerikanischen Abteilung, mit denen der Zeichner so manchen Schabernack trieb, erzählten halb bewundernd, halb entrüstet von der prachtvollen Rüstung, die er von fernher kommen ließ; sie kostete mehr, als eine arme Familie in zwei Jahren zum Leben brauchte. Eine Verschwendung und Ueberheblichkeit, derer hierzulande gewiß kein anderer fähig war. Ganz Treustadt befand sich in Erwartung des großen Trumpfes, den der einstige Schützenkönig auszuspielen gedachte.

Wenn er in diesen Tagen durch den großen Saal ging, bekam er einen lebhaften Vorgeschmack der Huldigungen, die ihm beim Umzug zuteil werden mußten. Die Neugier der Bleicheleute erfuhr indessen noch eine Steigerung durch das Gerücht, er gedenke sich nächstens mit dem Musterfräulein zu verheiraten. Das war eine Neuigkeit, für die sich das Schnüffeln und Klatschen wohl verlohnte. Auf den ersten Blick erschien sie allen einfach aus der Luft gegriffen; eher noch hätten sie's für möglich gehalten, daß

der hochtrabende Herzfeld junior einen derartigen Vorsatz zur Tat mache. Oberholzer, der kühne Junggeselle und Kostverächter auf dem Krebsgang? Es kam ihnen vor wie ein Pater peccavi. Heimliche Nachforschungen bei den Großen, die am ehesten Bescheid wußten, begegneten ironischem Achselzucken, hingegegen schien Brigitte Böhis Freundin, die alle Frager mit einem wichtigtuerischen: „Ich will nichts gesagt haben!" abwies, das Gerücht zu bestätigen. Wie es überhaupt aufkommen konnte, wußte niemand, wenn nicht durch den Zufall, daß der Zeichner schon von dem und jenem in Begleitung des kleinen Matthias Böhi gesehen wurde. Das ließ tief blicken. Verdächtig war allerdings auch das Gehaben der „Jungfer Braut", die schon seit Wochen allen, die mit ihr zu tun hatten, merkwürdig aufgeregt, verschroben, unzugänglich vorkam.

An diesem Tage fühlte sie sich wirklich in ihrer übermächtigen Not bis an den Rand der Verzweiflung getrieben, kaum mehr fähig, den geschäftlichen Vorkommnissen ordentlich standzuhalten. Es hatte sogar bereits einen scharfen Zusammenstoß zwischen ihr und der ersten Ausrüsterin gegeben, bei dem sich Brigitte gegen ihre sonstige bescheidene Art zu überheblicher Betonung ihrer Selbständigkeit hinreißen ließ und die „Erste" fast handgreiflich zum Musterzimmer hinausjagte. Der Vorfall wurde dem Amerikaner gemeldet und das Musterfräulein mit einem beschämenden Verweis bedacht, der sie vollends aus dem Häuschen brachte. Niedergeschmettert entgegnete sie, wenn es so stehe, wolle sie lieber gleich „für ganz" Feierabend machen, worauf der junge Prinzipal noch erheblich kälter zurückgab: „Wie's Ihnen beliebt!"

So war sie schon mehrmals aus Verstiegenheiten der Einbildung abgestürzt und mit blutender Seele liegen geblieben. Seit jener Mittagsstunde, in welcher der Zeichner nach ihrer festen Ueberzeugung um ihre Hand anhielt, kannte sich Brigitte Böhi selbst nicht mehr. Darüber waren schon einige Wochen verflossen. Sie glaubte mit Fug, sich gewissenhaft prüfen zu müssen, denn der überraschende Antrag hatte ihren Lebtag zersprengt, aus dem Geleise geworfen. Zuerst war sie in einem Gefühl wilden Triumphes zu ihrem Schwager gelaufen, der die Nachricht zwar mit gebührendem Zweifel aufnahm, dann aber die Vorteile einer solchen Heirat und Verwandtschaft erwog und der Verwirrten energisch zusprach, trotzdem er kurz vorher noch seinem derben Genossen Gemperle das Wort geredet hatte.

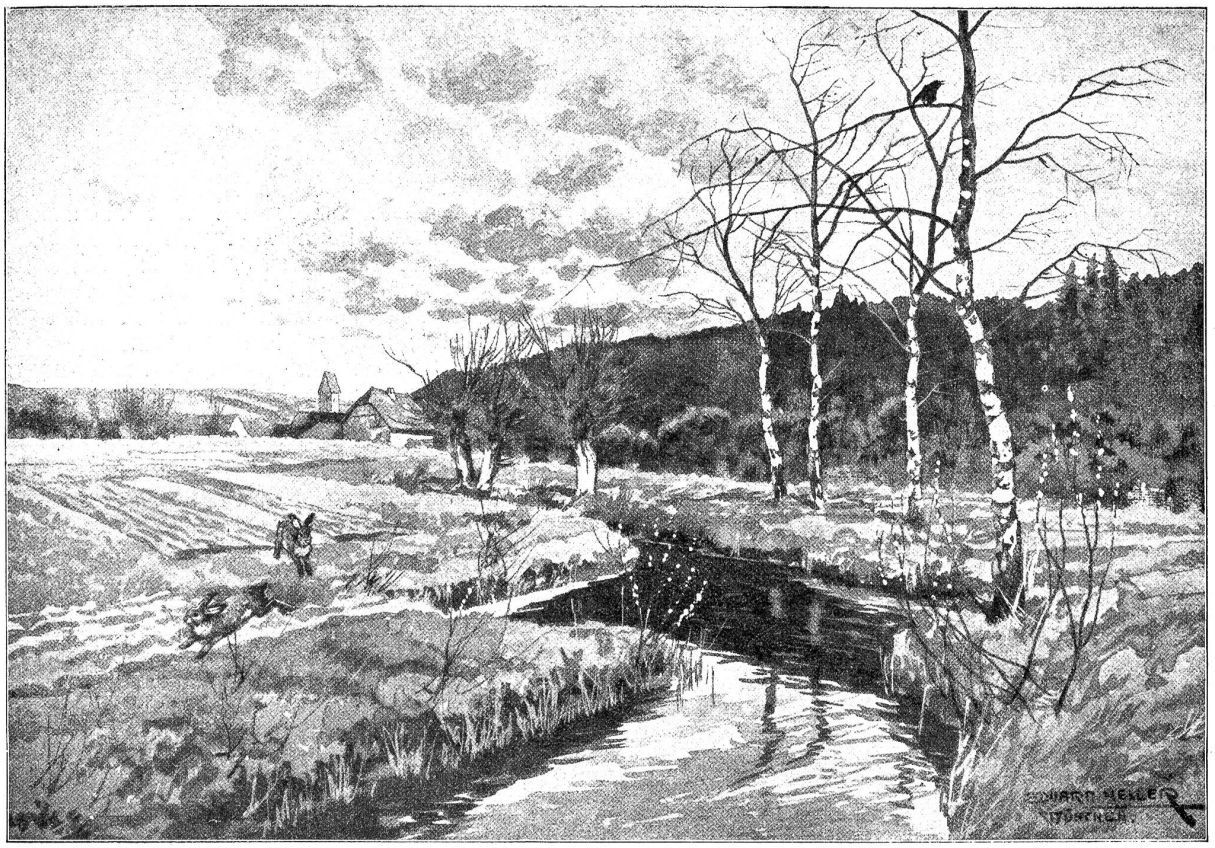
Eitel gemacht, legte sie sich im Geist bereits den Namen Madame Oberholzer bei, belauschte seinen Klang, erprobte sein Gewicht, indem sie ihn mit anderen verglich; sie stellte sich den Neid, die Aufregung der Bleichemädchen vor, besonders am Tage der Hochzeit, wenn sie im weißen Seidenkleid und Schleier durch die spalierbildende Neugier zur Kirche fuhr. Welch eine Erhebung aus jahrelanger Schmach! Und was nicht noch mehr? Wurde so nicht vor allen Augen die Gerechtigkeit ihrer Sache erwiesen und fiel nicht, weit über den Tag hinaus, ein Licht auf all die Entwürdigten ihres Geschlechts, die für immer im Schatten leben sollten, weil sie einmal in der Sonne zu warm geworden waren!

Dieser Hochmut ließ die Aermste lange nicht los. Sie schuf in der Phantasie unermüdlich neue Bilder der Genugtuung und steigerte ihr Selbstgefühl so hoch, daß sie insgeheim schon mit den vornehmsten Bürgersfrauen verkehrte. Ob sie das auch in Wirklichkeit vermochte? So schüchtern war sie ja längst nicht mehr, sie hatte nicht umsonst den Umgang der großen Bleicheherren genossen. Und wenn auch für eine schlichte Tagelöhnerin viel Mut dazu gehörte, es von heut auf morgen etwa einer Stadträtin gleichzutun, sie wollte sich gewiß redliche Mühe geben, damit ihr Mann sich ihrer niemals und nirgends zu schämen brauchte. Schon damals hatte sie das ihr bezeichnete Haus in Horn in Augenschein genommen und Stunden damit verbracht, wie es ungefähr einzurichten wäre. Eines eigenen Hauses freie Walterin, Erwählte eines berühmten Mannes und glückliche Mutter, die das geliebte Kind in lauter Freude baden, gedankenvoll aufwärts leiten konnte ... was gab es noch Höheres auf der Erde? Oh, wie mußte sie nun dem Himmel danken, der ihr die Kraft gab, sich selber treu zu bleiben, ihren Wert durch alle Anfechtungen des Leibes und der Seele zu bewahren! War sie je gefallen, so hatte sie sich durch bitteres Versagen wieder erhoben, Zeugnis abgelegt von Selbstbeherrschung, Opfermut, Mutterliebe. Wenige Tage, Wochen nur noch, dann durfte niemand mehr mit Fingern auf sie zeigen, war ihr Name wieder makellos, die Ehre dieser Welt gerettet.

So fieberte es in ihrem Hirn durch Nacht und Tag, im Traum und Wachen.

Aber bald traten Schattenbilder hervor, erst nur Besorgnisse, die den Ernst des Antrags betrafen. Wohl konnte sie den Augenblick des Versprechens zu jeder Zeit heraufbeschwören und nachfühlen, daß die damaligen Worte des Zeichners einer wahrhaften Quelle entsprangen. Gewiß, ihre Not und Einsamkeit, an der er doch die größte Schuld trug, war ihm zu Herzen gegangen. Ob aber die edle Regung standhielt im Wirbel seiner Launen, seiner leichtsinnigen Gepflogenheiten? Brigitte hatte ihm seither nicht wieder Aug' in Aug' gegenübergestanden, sich auch gar nicht getraut, eine zweite Begegnung herbeizuführen oder ihn brieflich zu fragen, wie er seine Absicht wahr machen wolle. Das schwerwiegende Wort lag scheinbar zwischen ihnen wie ein Stück Leben, das der Nahrung entbehrt, langsam hinsiecht und endlich schwindet, als sei es nie gewesen. Wie mochte sie dem trauen, der sie schon einmal schmählich betrog? — —

Zuletzt kamen die schmerzlichsten Zweifel: sie zerstörten die Illusionen einer glücklichen Ehe. Hatte sie denn vergessen, wie der Mann beschaffen war, dem sie Gefährtin sein wollte? Er, ein Spieler und Trinker, im Sumpf alt geworden, vom Jähzorn besessen, sollte die Hand auf sie und ihr Kind legen? Wer bürgte ihr denn dafür, daß er diesem ein liebevoller, achtenswerter Vater werden mochte? Das Gegenteil konnte eintreffen. Matthias, der heute schon im Bann des seltsamen Mannes stand, mußte vielleicht Zeuge häßlicher Szenen sein, den Vater als lärmenden, gewalttätigen Trunkenbold kennen lernen und dabei selber unheilbaren Schaden nehmen. Davor konnte sie das Kind nicht bewahren. Sie war ja zu schwach, ihr eigen Gut und Blut vor den Streichen eines Mannes zu schützen, der niemals Achtung noch Liebe zum Nächsten kannte. Nur kindische Vermessenheit durfte sich die Kraft zutrauen, solch eine verlotterte Seele zu retten, guten Werken zuzuführen.



Ed. Heller: Frühling.

ohne daß sie ein tödliches Grauen vor der eigenen Vergangenheit erfaßte ...

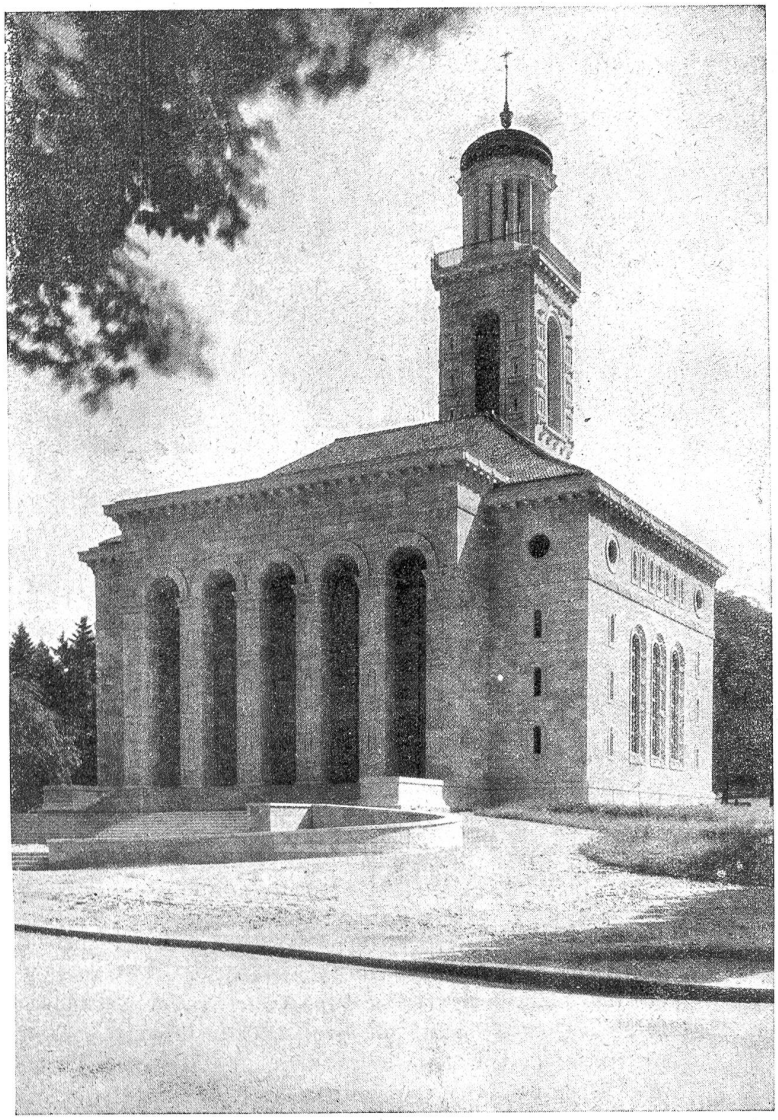
Nein, doppeltes, dreifaches Verderben lauerte in dieser Ehe, zu der sie aus Eitelkeit und Ehrsucht die Hand bieten wollte! Dieser Mann konnte sie auch nicht „ehrlich" machen dadurch, daß er von Rechts wegen Gatte und Vater hieß.

Im Ansturm solcher Gedanken vergaß sie den Titel Madame, den Hochzeitswagen, das Haus zur „Sommerau" und den blinden Neid der Bleicherinnen. Durch Nacht und Tag, im Traum und Wachen aber wechselten die Bilder von Ja und Nein, ihre Seele war mit Krieg überzogen, der mühsam errungene Friede, die Saat schlichter Selbstbescheidung vernichtet. —

Kurz vor dem ersehnten Feierabendzeichen kam der Dessinateur in den großen Saal, um den wetterkundigen Mister Green zu befragen, der gerade am Fenster stand und auf den Friedhof hinüberblickte. Seit einigen Tagen hatte er dort unten auch ein Grab, das ihn anging — ihn und alle seine Untergebenen. Es gehörte dem jugendlichen Fergger Flotsch, der, ein Opfer der geliebten Berge, seine waghalsige Kletterſucht mit dem Leben bezahlen mußte. Der Chef hatte den Gefährten, die Abteilung ihren Spaßmacher verloren, der es so trefflich verstand, diesen Sklavenzwinger in eine Arena der Heiterkeit zu verwandeln. Mister Green brauchte jetzt vor keinem Schabernack mehr auf der Hut zu sein, keine Brandrede auf „diese elende grüne Dummejungestreiche" mehr zu halten; es fand keine „Speisung der Fünftausend" mit fliegenden Wurstscheibchen mehr statt, der Würde des Chefs wurde kein Bein mehr gestellt — allein der Segen dieser Botmäßigkeit war gering. Das merkten die lachsüchtigen Mädchen auch, wenn sie den brummigen „Mischter" so wehmütig am Fenster stehen sahen, als müßte er seinem Freund und Widersacher im Grab eine Brücke zum Leben bauen. Dann unterdrückten sie ihr Gekicher und teilten seine Trauer um das verstummte lustige Flötschchen.

Herr Oberholzer klopfte ihm von hinten auf die Schulter, wovon Mister Green erschrak, als hätte ihn wirklich ein Toter berührt. Offensichtlich war er schwer enttäuscht, statt dessen nur den lebenden Dessinateur zu erblicken. Er sagte unhöflich genug, seinetwegen möge es den kommenden Tag Katzen hageln und den ganzen Festzauber in den See schwemmen. Darauf entspann sich zwischen ihnen der übliche Wettstreit über englische und schweizerische Narrheiten. Der gekränkte Eidgenosse hieß die Engländer aufgedunsene Pfefferſäcke, denen wohl bald einmal die Nähte platzen würden, während Mister Green die Schweizer ebenso zartfühlend die „Stallknechte von Europa" benamste. Vom Allgemeinen kamen sie bald ins Persönliche. Auf die freundliche Einladung des Zeichners, baldmöglich das Bündel zu schnüren, den ekelhaften Whisky lieber drüben zu saufen, erwiderte Mister Green, er warte nur noch auf Oberholzers Hochzeit, von der jetzt so viel gesprochen werde: diesen königlichen Spaß möchte er sich nicht entgehen lassen. Damit hatte er die Lacherinnen auf seiner Seite.

Der Dessinateur, dem es schon lang in Händen und Füßen gramselte, spitzte unheimlich die Ohren, stieß eine sackgrobe Verwünschung auf das dumme Weibsgezücht aus



Neue reformierte Kirche, erbaut 1922—1925.

und verschwand wutschnaubend in seinem Käfig. Das Blut stieg ihm verheerend ins Hirn, als er auf den Verdacht kam, die Jungfer vom Musterzimmer könnte das elende Gewäsch aufgebracht haben. Wer anders denn? Ein Zweifel war einfach ausgeschlossen.

Sie hatte sich demnach frech mit einem Heiratsversprechen gebrüstet, ihn vor aller Welt bereits an den Wagen gespannt, um ihm so, ganz durchtrieben, den Pfaffensegen abzulisten. In seinem Junggesellendünkel sah er darin die ärgste, ihm je widerfahrene Schmach. Nicht von fern zog er den guten Glauben der Schwätzerin in Betracht; seine Gedanken waren nur noch auf eine zünftige Abfuhr gerichtet.

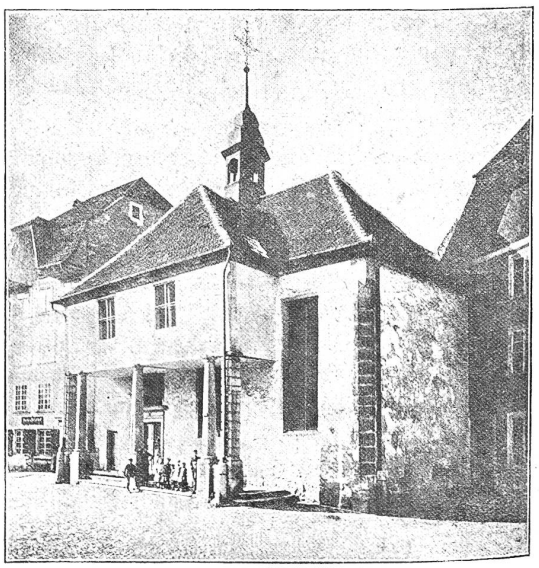
Dieser Zwischenfall blieb Brigitte Böhi verborgen. Als es sieben schlug, machte sie sich schnell auf den Weg nach Hause, ohnehin genugsam geduckt durch das Zerwürfnis mit der „Ersten" und den scharfen Verweis des Prinzipals, der ihr schier das Herz abdrückte. Wie übel hatte ihr da die Leidenschaft, der Hochmut mitgespielt.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Jahrhundertfeier der reformierten Kirchgemeinde Solothurn.

Hundert Jahre ist für eine Kirchgemeinde keine lange Zeit. Im Kanton Bern und anderswo bestehen die Kirchgemeinden seit uralter Zeit, so daß es kaum möglich wird, ihr Entstehen festzustellen. Das ist bei einer Diasporagemeinde anders. Luzern war im Jahre 1826 als Gemeinde gegründet worden; 1835 folgte Solothurn.

Allerdings hatte der Protestantismus in Solothurn auch seine Vorgeschichte. In der Reformationszeit drangen die reformierten Gedanken auch in das solothurnische Standesgebiet ein. Die Schiffleute, die ihre Transporte auf der Aare auf- und abwärts zu geleiten hatten, trafen im bernischen Gebiet mit den Anhängern des neuen Glaubens zusammen. Kein Wunder, daß die Schiffleute in der Stadt die Hauptträger der Bewegung wurden. Bern hatte im Jahre 1528 seine Disputation durchgeführt und dafür neben andern auch den Solothurner Stadtschreiber Georg Hertwig als Protokollführer erbeten, wohl in der stillen Hoffnung, es werde gelingen, ihn als Stützpunkt für den „neuen Glauben" zu gewinnen. In der Tat schien die Gruppe der Neu-Gesinnten an Boden zu gewinnen, und im Jahre 1529 war es so weit, daß es dem Einzelnen in der Stadt freigestellt wurde, nur die Predigt in der den Reformierten eingeräumten Barfüßerkirche zu besuchen oder auch an der Messe in der St. Ursenkirche teilzunehmen. Berchtold Haller von Bern predigte unter starkem Zulauf in der Barfüßerkirche. Aber die Bewegung blieb stabil. In den Landgemeinden zeigte sich keine entscheidende Mehrheit, und in der Stadt blieben die Evangelischen in der Minderheit. Es fehlten ihnen die rechten Führer, während die Altgesinnten im stillen unablässig an der Festigung ihrer Position arbeiteten. Schritt für Schritt ging es mit der Partei der Neugläubigen rückwärts. Der Tod Zwinglis bei Kappel im Jahre 1531 war auch ihre Niederlage und ihr Tod. Eine Maßregel um



St. Stephanskapelle in Solothurn (abgebrochen 1887).